

Ritter und Herr – viel Licht und auch Schatten. Ihr Bild in Literatur und Geschichtsschreibung.

Vortrag beim Rittertag der Posen-Westpreußischen Genossenschaft des Johanniterordens,
am 17. Mai 2003 in Nieder-Weisel.

Es sind in der letzten Zeit so viele Bücher zum Rittertum erschienen, daß man schon nicht mehr an einen Zufall glauben kann. Das Thema hat also Konjunktur. Verwunderlich ist das nicht. Im Jugendbuch ist der Ritter nie ganz ausgestorben, im Film ebenso wenig, auch wenn die Ausstattung immer wieder wechselte. In der Trivilliteratur-Produktion werden ganze Schreibbüros mit entsprechenden Serien beschäftigt. Das ist nicht nur Nostalgie, sondern deutet auf informierte Sehnsucht: Jeder weiß ungefähr, was er als "ritterlich" begreift, ein Verhalten jedenfalls, das über sich selbst hinauszudenken bereit ist, auf Gott, den Nächsten und eine gerechte Lebensordnung bezogen bleibt, hierfür auch – notfalls kämpferisch – einzustehen bereit ist. Das war nur eine kurze Zeit "in", und in der Literatur überwiegen die Beispiele der Unzeitgemäßheit ("Don Quixote") oder der Idealisierung (Gralssagen). Um so wichtiger zu wissen, was es mit dem Rittertum auf sich hatte.

Der Ritter – Leitfigur und Schimäre.

"Ein ritter sô gelêret was/ daz er an den buochen las/ swaz er dar an geschriben vant..." Im Prolog zum "Armen Heinrich" (um 1195) stellt sich Hartmann von Aue als ein Ritter vor, als ein Ministeriale zugleich ("dienstman"), der – das bedurfte offensichtlich der Betonung – in den Büchern sogar lesen konnte, was darin geschrieben war. (Adel und Volk begnügten sich gemeinhin mit den hübschen Bildern.) Und der alles las, was er erreichen konnte. Es ist die Blüte des Rittertums, die in unseren Schulbüchern (gelegentlich noch) vorkommt: die hohe Zeit des Mittelalters mit einer idealisierenden Wahrnehmung des Ritterstandes. Unübertrefflich der geradezu hymnische Lobpreis des Ritters Heinrich bei Hartmann von Aue: "Hochgeboren und reich,/ stand er fast den Fürsten gleich". Äußere und innere Schönheit spiegeln einander: "Nie blühte Jugend schöner,/ er war ein Spiegel/ für den Glanz der Welt,/ ein Juwel der Treue und der Selbstzucht,/ die letzte Zuflucht/ der Bedrängten,/ ein Beschützer der Familie./ Er gab gerecht und ausgewogen.../ Er trug die Last hohen Ansehns./ Sein Rat schlug Brücken, wo kein Weg schien./ Im Minnesang war er ein Meister." [i]

Was Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried, Hartmann und viele andere uns überliefert haben, meint vor allem Anspruch und Zuspruch, also eine didaktisch idealisierende Rede. Zugleich belegen die Zeugnisse, daß vieles davon gelebte Wirklichkeit war. Und spannend an der Figur des Ritters, der Kultur des Rittertums ist nicht nur die wechselvolle Entwicklung, sondern das höchst komplexe Ineinander von Gedanke und Wirklichkeit – Konzepte wuchsen aus der Wirklichkeit hervor und wirkten in sie zurück, gestalteten sie neu. Vieles davon ist vergangen, manches aber auch erhalten.

Dazu gehört nicht nur das Verhaltensmuster Ritterlichkeit, das bis heute nicht ausgedient hat, sondern zum Beispiel auch eine so weitgefächerte Fragestellung wie die nach einem "gerechten Krieg". Es hätte einigen Regierungen angesichts der Irak-Frage nicht

geschadet, etwas von den Differenzierungen zu wissen, die in diesem Zusammenhang bereits vor Jahrhunderten erörtert und praktiziert worden sind. Das Nein gegenüber dem amerikanisch-englischen Engagement hätte zumindest nuancierter aussehen können.

Spannend und aktuell bleibt es jedenfalls, daß im Ritter Frömmigkeit (Demut, Gehorsam, subtiler Anstand – man denke an Parzifals Versagen) und Wehrhaftigkeit (Schutz der Schutzbedürftigen) zusammengedacht sind: eine Verbindung von zwei Eigenschaften, die nicht leicht Hand in Hand gehen und die alle beide ein wenig unmodern sind oder scheinen.

Es sieht nun so aus, als ob sich ein Bedürfnis regt, diesem vor Jahrhunderten verschollenen und gleichwohl nie ganz untergegangenen Verhaltenstypus nachzufragen. Die Männer des 20. Juli – mit durchaus unterschiedlicher Herkunft – haben (nach 1945) eine Schul-Karriere als Vorbild machen können, weil sie und ihre Darstellung auf die Sehnsucht der Deutschen auftrafen, der prinzipiell 'unsauberen', schließlich verbrecherischen Politik (Hitler) das Modell 'reiner', verantwortungsbewusster Männer entgegenstellen zu können. Diese vertraten eine andere, eine unzeitgemäße Wahrheit, und das mit der Bereitschaft, ihr Leben einzusetzen. Damit – und Herkunft und Aussehen halfen hier und da – erfüllten sie die klassischen Anforderungen an den 'Ritter', was diesem Begriff gut tat: Hitler/ Goebbels/ Schirach hatten ihn ausdrücklich für den SS-Nachwuchs in Anspruch genommen. Die Germanistik und Kunstwissenschaft der Zeit lieferten hierfür das Rüstzeug. Es war u.a. die Sehnsucht nach einer Rehabilitierung des Ritterkonzepts, die dazu geführt hat, daß die Männer des 20. Juli 1944, etwa der Kreisauer Kreis, deutlich mehr gefeiert und beforscht wurden als andere Widerstandsgruppen und -aktionen ohne solchen 'kostbaren' Anschluß. Doch ist der Widerstand ein eigenes Thema. Die damals geführten Diskussionen suchten durchaus verschiedene weltanschauliche Lager – nicht zuletzt im Konzept von Ritterlichkeit – zu vereinen. Sie sind nicht ganz versandet und haben beim geistigen und gesellschaftlichen, ein wenig auch beim politischen Wiederaufbau der Bundesrepublik eine erhebliche Rolle gespielt.

Der Ritter bleibt eine aktuelle Leitfigur. Doch zugleich auch eine Schimäre. In den Jugendbüchern ist er unsterblich, und nicht immer muß man über die vor allem im Comic privilegierte Figur des Alleskönners mit dem guten Herzen glücklich sein. Er zieht die Sehnsucht von Zeiten auf sich, in denen alles verrechenbar, 'lohnend' sein soll, und wird so zur Figur, die ihr Handeln uneigennützig bestimmt, sich einer höheren Moral verpflichtet weiß, und das aus Kraft und Lebenslust, nicht aus Schwäche (sagen wir vorsichtshalber zu den Einwänden von Nietzsche). Hartmann, der seinen Ritter Heinrich ein Hiobsschicksal erleiden läßt, treibt dessen Tugendgehorsam in die äußerste Konsequenz, muß dann aber auch in die Gattung Märchen/Legende übergehen, um glaubhaft zu bleiben. Er dichtete in der hohen Zeit des Ritter-Kultes. Wie sah es davor aus?

Vom Kriegertum zum Rittertum

Die weltlichen Ursprünge des Rittertums werden immer wieder breit ausgemessen, es ist wichtig, beim Ursprung eines Phänomens, das man erklären will, zu verweilen: Dort erfährt man die Signatur, die sich in der Geschichte ausprägt und nie ganz verliert. Als Wurzelgrund des Ritters gilt das allgemeine Kriegertum, und das ist im Namen ja auch festgehalten. Zur Signatur gehört die Christianisierung des Kriegers, seine Einbindung in Normen, die das Kriegshandwerk fraglich werden lassen. Aus dieser Spannung entsteht das Kunstprodukt Ritter. "Der Übergang vom Kriegertum zum Rittertum ist ein Vorgang von weltgeschichtlichem Rang, denn er hat die Struktur der gesamten mittelalterlichen Gesellschaft verändert"². Der wesentliche Punkt ist die Europäisierung: Der Krieger war in

der Regel an den Stamm oder die volkliche Einheit geknüpft, das Rittertum bindet ihn in gesamteuropäische Zusammenhänge ein. Wie das möglich war und geschah, ist heute, da wir vor vergleichbaren Entwicklungen und Aufgaben stehen, durchaus von Interesse.

Dabei ist ein Blick auf den römischen Ritterstand nicht verkehrt, auch Karl der Große hat sich bei der Neuordnung seines Reiches hierdurch beeinflussen lassen. Zum römischen Ritterstand gehörten die Reiter der 18 Centurien mit dem Staatsroß, zudem die Reiter, die Pferd und Ausrüstung selber stellen konnten, was durch die Steuerklasse (Rittercensus von 400000 Sesterzen) bestimmt war. Also ein durchaus offenes Konzept: Unter den Rittern fanden sich Offiziere, Großgrundbesitzer, hohe Beamte, Juristen, Prokuratoren, Redner und Grammatiker. *Equites Romani*: Das waren zunächst die Reiter im Unterschied zum Fußvolk. Sie gehörten zu den Patriziern, später zur Nobilität. Ritter blieb standesmäßig eine etwas schwankende Vokabel. Er bezeichnete in der späteren römischen Republik den nicht amtsfähigen Geldadel, wurde in der Kaiserzeit fast gleichbedeutend mit dem Offizier. Beim Ausscheiden aus dem Amt gab man das Reitpferd ab, bei unwürdigem Verhalten wurde das Vermögen eingezogen.

Auch für das frühe Mittelalter gilt analog, daß der Krieger der Vorgänger des Ritters war. Gleichwohl ist der Entwicklungsschritt gar nicht zu überschätzen. Es war schon bemerkt, daß in der Entwicklung des Rittertums Gedanke und Wirklichkeit sich fortwährend aneinander maßen und sich gegenseitig beflügelten. So hebt Fleckenstein das Ideal des "miles christianus", des christlichen Soldaten, als Kern des Rittertums und als Basis seines unvergleichlichen Aufschwungs hervor. Aber: Wie kommt ein Ideal zu seiner Wirklichkeit? Keen³ verfährt nuancierter und bedächtiger, führt mannigfaltige Begründungsebenen an. Zum Beispiel die militärgeschichtliche. Nachdem man im frühen 8. Jahrhundert die Erfindung des Steigbügels aus dem Osten übernommen hatte, steigerte sich die Bedeutung der Reiterei beträchtlich: "Steigbügel gaben dem bewaffneten Krieger eine weitaus größere Sattelfestigkeit und ermöglichten eine bessere Führung des Pferdes." Dazu kamen im 11. Jahrhundert der Sturmangriff mit eingelegter Lanze sowie Neuerungen bei Speer, Sattel und Schild. "Ein Franke zu Pferd kann ein Loch in die Mauern von Babylon rennen", soll ein Zeitgenosse bewundernd geklagt haben. Damit er dazu imstande war, mußten allerlei Voraussetzungen stimmen. Von den Kriegern verlangte das Kämpfen mit eingelegter Lanze, früh im Teppich von Bayeux belegt, eine besondere Ausrüstung und ein regelmäßiges Training. Die Turniere boten dazu Gelegenheit. Sie waren viel gefahrenreicher, als es uns die Rittersagen glauben machen. Sie galten in ihrer frühen Phase als "eine Art allgemeiner offener Schlägerei für Gruppen bewaffneter Krieger, ein geeigneter Trainingsplatz für die neuen Techniken" (Keen). Zugleich waren sie bedeutende höfische und soziale Ereignisse. Die Risiken für den jungen Ritter waren beträchtlich: Ein unterlegener Kämpfer konnte sein Pferd verlieren, gefangengenommen und mit Lösegeldforderungen konfrontiert werden. Die höfisch ausgerichteten Turniere milderten ein wenig die Sitten, aber nicht die Gefahr.

Der Ritter als Aufsteiger.

Sich auf den ritterlichen Weg zu begeben, erforderte Investitionen, also Reichtum oder Protektion. Üblich war auch die Erziehung im Haushalt eines höher gestellten Herrn, und viele Herren unterhielten an ihren Höfen einen regelrechten Trupp von Rittern, die gutteils, nicht immer auf Kosten des Herrn bewaffnet und mit Pferden versehen wurden. So verwundern die Erzählungen nicht ("chansons de geste"), daß die Krieger in der Schlacht emsig Pferde zu erbeuten suchen. Keen betont die Bedeutung des gemeinsamen Heranwachsens in einem anderen Haushalt dafür, daß unter den Beteiligten ein gemeinsamer Lebensstil entstand. Vielen jungen Leuten sei es so gelungen, "durch Beobachtung ihres

Lehrmeisters, durch Üben ihrer Pferde und durch Lernen aus Erfahrung in untergeordneten Dienststellungen und endlich durch ihre eigene Initiative, sich den Weg in die ritterliche Welt zu bahnen, sobald sich Gelegenheit dazu bot". Das war kein ebener Weg: Jede Veränderung in Kampf und Ausrüstung - ein schwererer Harnisch, ein kräftigeres und damit teureres Pferd - erschwerten den sozialen Aufstieg, verstärkten "eine Betonung des Aristokratischen bei der Aufnahme in den Ritterstand und schärften das Bewußtsein von der Existenz eines gemeinsamen Bandes, das alle umschloß, die mit Fug danach streben konnten, in Kriege und auf Turniere zu reiten. Dieses Band heißt *Rittertum*."⁴ Ab dem 12. Jahrhundert waren der Hoch- und der Niederadel gleichermaßen berechtigt, sich *milites/Ritter* zu nennen. Es ist die Literatur, die jene Einschränkungen, die das Recht (noch) macht, nicht zur Kenntnis nimmt und die Begriffe "Ritter/ritterlich" auf die gesamte Adelsgesellschaft bezieht.

Der Ritter ist also ein früher Aufsteiger, die 'militia' war der Schmelztiegel, der Freie, Adlige und unfreie Ministeriale im Kriegsdienst zusammenführte. Der Aneignungstrieb besonders der Ministerialen ist höchst energisch, und die ihnen zum Schutz befohlenen Klöster und Städte führen bewegte Klage über deren Beutezüge. Man hat darin die Rücksichtslosigkeit der Aufsteiger erkannt. Schon die Ritter-Diskussion im Mittelalter hebt das Auseinanderklaffen von Ideal und Wirklichkeit nachdrücklich hervor. Petrus von Blois klagt am Ende des 12. Jahrhunderts: "Früher verpflichteten sich die Ritter durch das Band des Eides dazu, für die öffentliche Ordnung einzutreten und ihr Leben für das allgemeine Wohl hinzugeben. Dies hat sich ins Gegenteil verkehrt: Sobald sie mit dem Rittergürtel geschmückt sind, plündern und berauben sie die Diener Christi und unterdrücken erbarmungslos die Armen. Sie geben sich dem Nichtstun und der Trunkenheit hin, sie schänden den Namen und die Pflichten des Rittertums. Wenn unsere Ritter einen Feldzug unternehmen, werden die Pferde nicht mit Waffen, sondern mit Wein beladen, nicht mit Lanzen, sondern mit Käse, nicht mit Speeren, sondern mit Bratspießen." Nun ja. Man kann diesen Äußerungen entnehmen, daß es anders gemeint war, daß es ein deutlich konturiertes Bild vom Ritter(tum) gab, in dessen Namen nun die Gegenwart als Entartung, als Verkehrung kritisiert wird. Dieses Bild ist im wesentlichen in der Literatur entwickelt und über die Höfe zunehmend in die Wirklichkeit gebracht worden, ein Weg, der auch dadurch belegt wird, daß im 11. und 12. Jahrhundert die adligen Knaben überwiegend Namen aus der Literatur erhielten.

Die Landschaft selbst nimmt mit dem Bau der vielen Burgen wehrhafte Züge an, Kampf und Streit hören nicht mehr auf. Die Burgherren "überziehen das Land mit Totschlag und Zerstörung, rauben und lassen fette Beute mit sich gehen. Geschädigte sind die Kirchen, die Geistlichen, die arme und waffenlose Bevölkerung, das heißt Bauern und Kaufleute, Frauen und Kinder."⁵ Um so wichtiger, daß die jungen Leute Herren unterstellt werden, die stark genug sind, sie zu zügeln. Die Lebensform der verschiedenen Gruppen ist durch Anpassung bestimmt, man schaut auf die Burgen und Höfe und versucht, "more nobilium", nach Art der Edelleute zu leben. Fleckenstein hebt besonders den Burgdienst, wo man Krieger dringlich brauchte, als Gelegenheit zur Angleichung in Denk- und Lebensweise hervor. Oft gelang es sogar den Dienstmannen, im Umkreis ihrer Dienstburg eigene Burgen zu erwerben, was schließlich im Übergang zum niederen Adel gipfelte. Alle Autoren sind sich einig, daß der entscheidende Schritt zum Rittertum in der Verchristlichung der militia, des Kriegertums, gesehen werden muß. Der Ritter, könnte man mit Eichendorff sagen, ist der Krieger, der vor Höherem sich beugt, ohne seine Kraft zu verleugnen. Alle Burgen finden sich dementsprechend mit Kapellen ausgestattet.

Die Raubritter.

Im 11. Jahrhundert hat der Übergang der militia zum Rittertum die Phase einer wildwüchsigen, wenig geregelten Akkumulation gutteils hinter sich. Kultur ist gefragt, um das Erreichte zu sichern und den Nachdrängenden den eigenen Weg nicht beliebig offen zu halten. Man hatte seine Erfahrungen. Das 10. und das beginnende 11. Jahrhundert waren mörderisch genug. Die Figur des Raubritters taucht hier zum ersten und keineswegs zum letzten Male auf. Die Burgherren versuchen, sich der öffentlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen und sich gegen ihre Nachbarn auf eigene Faust durchzusetzen. Auch muß man die angeheuerten Burgmannen bei Kasse und Laune halten. Das gilt für die Anfänge, das gilt fürs Interregnum, die kaiserlose Zeit vom Tod Konrads IV. bis zur Wahl Rudolfs I. (1254-1273), und für den 'Ausklang' des Rittertums im 15. Jahrhundert. Das Raubrittertum hat einen großen Widerhall in der Literatur gefunden, in Balladen/Moritaten, in Dramen und Erzählungen.

Niklas Frank (2002) ist gewiß nicht der letzte, der sich der zweideutigen Quasi-Wildwest-Romantik dieser Gestalten annimmt und den Leser mit genüßlich aufgeführten Sadismen das Gruseln lehren will. Stilistisch will Frank auf 'erlebte' Geschichte hinaus, auf Enthistorisierung, der Informationsgehalt ist gleich Null: "So wuchs der Kleine als Philipp von Hohenfels zu einem Mordstrummansbild [!] heran, das seine Burg Reichenstein oberhalb von Trechtinghausen bei Rüdesheim im 13. Jahrhundert, genauer ab dem Jahr 1241, zu einem Hort all dessen machte, was die Menschheit noch heute plagt: Gier, Untreue, Neid, Mord, Hinterhältigkeit, Trunk- und Brunftsucht, Rechthaberei, Unterwürfigkeit und schmutzige Fingernägel." Tja. Ähnlich grobschlächtig simpel äußerte sich Niklas Frank in einem Interview 2002 auf die ohnehin törichte Frage: "Waren alle Blaublütigen Raubritter?": "Und wie! Die gehörten alle zu dieser Mafia des Mittelalters, die bis in die Neuzeit ihr Unwesen trieb. Und wenn die Adligen schon nicht selbst reisende Kaufleute überfielen, so halfen sie doch den Raubrittern mit Verstecken für die Gefangenen, mit Folterwerkzeugen, um mehr Lösegeld zu erpressen, und mit Informationen, auf welchen Straßen gerade fette Beute reiste. Natürlich alles gegen Prozente." Banaler und historisch uninformierter wurde selten über die Raubritter geschrieben.

Der realhistorische Ansatz des 'Wildlaufens' von Jugendlichen, ein vornehmer Ausdruck von Georg Lukács für organisierte Randalen, liegt beim Aufstieg des Rittertums und bei dessen Ende, als neue Waffentechniken, u.a. die Erfindung des Schießpulvers, die Reiterheere obsolet machten. Dazwischen liegen die Kultivierung des Ritters/die Kultur des Rittertums ("courtoisie"), die Liebesdichtung der südfranzösischen Troubadours, begründet durch Herzog Wilhelm IX. von Aquitanien, der Minnedienst des 11. und 12. Jahrhunderts, die Entwicklung eines Dienst-Ethos als Basis für ein ritterlich-adliges Selbstverständnis. Keen verweist auf den Aufstieg einer neuen Literaturgattung, die Familiengeschichten, häufig von Weltgeistlichen verfaßt, die dem Hofhalt des Herren angehören, über dessen Familie sie schreiben. Hierbei werden jene Männer des Geschlechts herausgestellt, die milites/Ritter waren. Das war ein neuer Akzent: "Hier zeigt sich die formelle Verbindung zwischen Abstammung und Rittertum im Verlauf der Formierung, ein Vorgriff auf die spätere Rechtsdoktrin, nach der jeder aus der Ritterschaft ausgeschlossen wurde, der nicht wenigstens einen Ritter unter seinen Vorfahren nachweisen konnte."⁶ Hierbei wurde regelmäßig geschummelt, aber eine Konsequenz war wohl, daß sich der Unterschied zwischen den Herren und dem niederen Adel, den "Edelfreien" (Ministerialen), zunehmend verwischte. Hieran hatten Literatur und Kultur, hatte die internationale Ideologie des Rittertums einen ganz wichtigen Anteil.

Kreuzzüge und neues Rittertum.

Es waren die mörderischen Fehden der führenden Adelshäuser, die im 10. Jahrhundert fast ganze Landstriche, vor allem in Südfrankreich, verwüsteten. Eine Antwort bildete die hohe Literatur, die Idealisierung des Ritters, etwa in den Karlsdichtungen, der französischen Lyrik und Epik, die Vorbild für das deutsche Ritterkonzept wurden: "Es handelt sich um die tiefgehende Durchdringung der deutschen Adelsgesellschaft mit Ideen und Werten, die zum ersten Mal in der französischen Literatur Ausdruck gefunden hatten".⁷ Eine andere, sehr folgenreiche Antwort auf die Mißstände war die sog. Gottesfriedenbewegung. Sie berief sich nicht auf königliche Anordnungen, sondern auf Synodalbeschlüsse der Kirche (Canones), die den Frieden sichern sollten. Damit eignete sich die Kirche die originär königliche Funktion der Friedenswahrung zu. Das hatte nur Aussicht auf Erfolg durch die familialen Verflechtungen von Adel und hoher Geistlichkeit, das Instrument des Kirchenbanns, der Kirchenstrafen, und die Bereitschaft der großen Adligen/Fürsten, den Gottesfrieden durchsetzen zu helfen. Von Frankreich dringt die Friedensbewegung über Flandern nach Deutschland vor (Synode von Ulm 1093) und fand schließlich in den Landfrieden ihre Fortsetzung. Für den Übergang vom Krieger- zum Rittertum war diese Bewegung höchst wichtig. Aber auch für die Kreuzzugsbewegung, die den heute etwas fraglich gewordenen, vom Islam besetzten Typus des Gotteskriegers hervorbrachte. Sie geht aus von der Synode in Clermont (18.-28. November 1095) unter der Leitung des Papstes Urban II. und von dessen aufrüttelndem Aufruf gegen die Bedrohung der Christenheit durch den Islam. Konstantinopel und Jerusalem werden zum Ziel erklärt. Der Kampf im Namen des Kreuzes gilt als eine gute Sache, als ein "heiliger Krieg", und dem bewaffneten Ritter fällt dabei eine besondere Aufgabe zu.

Die Entartungen der Kreuzzüge sind oft genug beschrieben, auch die verhängnisvolle Rolle des Eiferers Peter von Amiens. Die Motive waren jedenfalls gemischt. Dazu gehörten die mächtig anschwellende religiöse Erregung des krisenhaften Zeitalters, ebenso die päpstliche Zusicherung, sich als Sieger über die Glaubensfeinde von der eigenen Sündenlast befreien zu können, und nicht zuletzt die Aussicht auf große Schätze irdischer Art. Zu den Schattenseiten gehören auf jeden Fall die – weitgehend antisemitischen - Ausschreitungen der undisziplinierten Gefolgschaft des selbsternannten Führers Peter von Amiens, vom Grafen Emicho von Flonheim/Leiningen tatkräftig unterstützt: "Den Zug des Eremiten Peter und seiner Banden von Rouen über Köln, Trier, Mainz, Worms und Speyer, Regensburg und Prag markierten Zwangstaufen, Verfolgung und Mord. Sie wuteten durch ein Meer von Blut und Tränen. Diese Pogrome haben sich tief in das Gedächtnis der Juden eingepreßt als schmerzende Brandmale aus der Zeit der Kreuzzüge."⁸ Auch königlicher Schutz konnte nicht helfen, indem die Banden sich einfach darüber hinwegsetzten. Hans Wollschläger spricht vom fanatischen Massenwahn, der durch Urbans Predigt entbunden worden sei. Das "Gesindel" Peters beziffert er auf 55000. Er zitiert die jüdischen Chroniken der Zeit, die entsetzt von den christlichen Ausschreitungen berichten: "Es erhoben sich wider sie die unreinen Deutschen und Franzosen – ein Volk von wildem Gesichte, welches nicht Ehrfurcht kennt vor den alten Menschen noch Erbarmen gegen die jungen."⁹ Auch in Byzanz und in Kleinasien hausteten die "Banditen" vergleichbar, bis sie dort schließlich ihr wohlverdientes Ende fanden.

Die geistlichen Ritterorden.

Der Kreuzzug hatte im Theorem des heiligen Krieges – das ja bis heute nicht ausgespielt hat – seinen theologischen Halt: "Der heilige Krieg war der gerechte Krieg schlechthin", der Kreuzzug eine "bewaffnete Wallfahrt nach Jerusalem". Der Kreuzfahrer sah sich als miles Christi, als Soldat des Herrn, und zog los, "das patrimonium Christi zu befreien und die Beleidigung zu rächen, die dem Herrn zugefügt worden war". So entsteht eine eigentümliche Verbindung von Ritter und Mönch: durch den Rückzug aus dem 'weltlichen' Rittertum, um

dem 'Rittertum Christi' beizutreten. Demurger faßt die Gründung der geistlichen Ritterorden als die letzte Etappe dieses Prozesses: "Sie vollendet die Sakralisierung der Ritter und zugleich auch ihre Integration in die christliche Gesellschaft. Der geistliche Ritterorden war der institutionelle und geistliche Rahmen der Vollendung des *neuen Rittertums*."10

Die Geschichte der geistlichen Ritterorden ist oft und genau beschrieben worden (Demurger, Ziegler, Bauer). 1099 wurde das Hospital der Kirche des Heiligen Johannes des Täufers in Jerusalem durch Bruder Gerhard errichtet und von der Benediktinerregel befreit. Entscheidend für Gestalt und Selbstverständnis des Ordens war es, daß die Brüder des Hospitals sich nicht damit begnügten, die Pilger zu beherbergen: Sie gaben ihnen bereits Geleit auf den Straßen und verteidigten sie mit Waffengewalt. Es sollte noch einige Jahre dauern, bis die Ausübung des Kriegshandwerks in einem geistlichen Orden zugelassen war (1129). Demurger beschreibt die Diskussionen und Modelle, nicht zuletzt auch die islamischen Vorbilder, die zur Militarisierung der geistlichen Orden führten. Erst spät, 1182, werden Ritter und dienende Brüder gleichermaßen im Orden erwähnt. Mitte des 12. Jahrhunderts spätestens waren die Johanniter, nach dem Muster der Templer, ein geistlicher Ritterorden geworden und nahmen massiv z.B. an den Feldzügen gegen Ägypten teil, die König Amalrich I. zwischen 1164 und 1169 führte.

Wie muß ein Ritter sein?

Der Ursprung bestimmt weitgehend das Wesen. Seine Blüte erreichte das Rittertum in den Gesängen der südfranzösischen Troubadours, in den großen französischen und deutschen Epen, im Minnesang, und das heißt natürlich: in der Wirklichkeit, welche von dieser Literatur gespiegelt wurde. Zugleich wurde sie von dieser gestaltet, denn viele tonangebende Höfe richteten ihre Auffassung von ritterlicher Kultur an diesen Zeugnissen aus. Dabei verleugnen das Modell 'Minnedienst' (ein junger Mann unterwirft sich den Geboten einer hochstehenden Frau) oder auch die 'Aventiure' als Initiation (die Ausfahrt eines jungen Mannes in unbekannte Gegenden, um seine Erwachsenenheit zu lernen, zu erproben) nicht den sozialen Hintergrund des Ritterwesens: eine Aufstiegsmöglichkeit für alerte, smarte Angehörige von randständigen Gruppen darzustellen. Man hat auf den "Typus des jungen, ambitionierten, karrierefreudigen Mannes am Rande der aristokratischen Gesellschaft" verwiesen (Keen): Die meisten waren Söldner und Dienstleute, Glücksritter, die von Burg zu Burg zogen und ein abenteuerliches, freies Leben zu führen versuchten, was stets mehr in den treuen Dienst für einen Herrn eingebunden war. Die Kreuzzüge und die geistlichen Ritterorden hätten, so die Dichtung und die Theorie, einen neuen Rittertyp erbringen müssen, wie er z.B. in Gottfried von Bouillon wahrnehmbar geworden war. Die Geschichtsschreibung reagiert skeptisch: Der Kreuzzugsgedanke habe lediglich die dicke christliche Kruste über den alten heroischen Werten (und auch über den neuen höfischen) verstärkt, nicht aber – wie viele Kirchenmänner gehofft hatten – etwas ganz anderes an ihre Stelle gesetzt.

Gleichwohl gilt: In der Kreuzzugsepoche hat sich auch die literarische Mythologie des Rittertums entwickelt. In den großen Romanen, etwa von Chrétien de Troyes, werden die klassischen Tugenden eines Ritters aufgezählt: *prouesse* (Tapferkeit), *loyauté* (Vasallentreue), *largesse* (Freigebigkeit), *courtoisie* (höfisches Wesen, Höflichkeit) und *franchise* (die gelassene und freie Haltung als sichtbares Zeugnis einer Verbindung von hoher Geburt und Tugend). Dieser Katalog bleibt bis zum Ausgang des Mittelalters das unveränderliche Merkmal ritterlicher Würde. Aus dem 13. und 14. Jahrhundert gibt es eine Zahl von Abhandlungen zu diesem Thema. Vornehmste Pflicht des Ritters sei es, den Glauben Christi gegen die Ungläubigen zu verteidigen. Außerdem muß er für seinen weltlichen Herrn

einstehen und die Schwachen beschützen. Ausdrücklich wird die Pflicht hervorgehoben, stets seinen Körper zu üben, durch die Jagd und die Teilnahme an Tjosten und Turnieren. Im Dienste des Königs soll er über die Leute zu Gericht sitzen und ihre Arbeiten überwachen. Er muß bereit sein, von seiner Burg aus die Landstraßen zu schützen und Räuber und Missetäter zu verfolgen. Die üblichen Tugenden also, mit deutlichem Akzent – auch in den Dichtungen – auf der Körperschönheit. Zugleich gibt es freilich den Hinweis, der von den Rabauken abgrenzt: daß der Ritter ein Mann von höfischer Art sein müsse, der vornehm gekleidet ist und ein gastfreies Haus im Rahmen seiner Mittel und Möglichkeiten führt. Treue und Wahrheitsliebe, körperliche Tüchtigkeit, Freigebigkeit und Bescheidenheit sind, so Ramón Lull um 1300, Charaktereigenschaften, die von ihm erwartet werden können.

Es gibt eine regelrechte Ritterliteratur schon im frühen Mittelalter, ein Zeichen dafür, daß es nicht so genau bestimmt war, noch nicht strikt festlag, was eigentlich ein Ritter war. Der Ausdruck "Herr" war genauer konturiert, gab Besitz, Befehlsgewalt und im allgemeinen die Zugehörigkeit zum Adel an. Erst mit dem Lehnswesen, das neue Aufstiegsmöglichkeiten bot, wurde der Ausdruck etwas vager. Das entwickelte und auch in der Bedeutung festgelegte Rittertum gehört zum Hochmittelalter. So beginnt – fast in Rückschau – der "Lancelot"-Roman (von 1488): "In diesem Buch werdet ihr von angenehmen und der Erinnerung (!) würdigen Dingen hören, zum Lobpreis der *noblesse* und der Ritterlichkeit und zur Erbauung und zum Vorbild für alle Menschen, insonderheit für solche, deren Wille es ist, mit Waffen die höchsten Ehren zu gewinnen." Die Romane handeln in der Regel vom Auszug eines jungen (zukünftigen) Ritters in die lockend bunte und grausam harte Welt und von seiner Bewährung – ein literarisches Urmodell: Man denke an das älteste Literaturzeugnis, das fast sechstausend Jahre alte "Gilgamesch"-Epos aus Mesopotamien, an den Bildungsroman als die bürgerliche Spielart des Ritterepos und an die Comic-Helden, die mit wehenden Haaren und dicken Muskeln jeden Unhold besiegen, natürlich zugunsten der zu erlösenden Jungfrau. Zum Erfolg der "James Bond"-Filme gehört die selbstverliebt-ironische Pointe, daß Frauen – als ein anderes Kanonenfutter – beim Sieg des Helden ruhig ab und zu umkommen dürfen. Das Modell aber bleibt sichtbar, ein altes Modell, wenn wir an Perseus und Andromeda, Siegfried und Brunhilde und viele andere denken – letztlich eine archetypische Figur vorbildlicher Männlichkeit, ein Erzeugnis von Kultur, die das Instinktverhalten zu brechen mußte.

Unter dem Eindruck der geistlichen Ritterorden kommt es zur Betonung der Parallelen von Mönch und Krieger, und Rittertum wird als ein eigener Weg zur Erlösung dargestellt. St. Bernhard, durchaus im Hinblick auf die Kreuzfahrer: Der Ritter solle sich nicht in Gold und Silber kleiden, sondern innerlich mit dem Glauben und äußerlich mit dem Harnisch, um damit Schrecken – und nicht Habsucht – in die Herzen der Feinde zu pflanzen. Zugleich spielte seine Kanzlei, die Kreuzzugsaufrufe über ganz Europa verbreitete, unmißverständlich auch auf den weltlichen Gewinn des Unternehmens an (Wollschläger hat den Heiligen gründlich entmythisiert). Geoffroy de Charny, ein Jerusalemfahrer und Verfasser dreier Lehrbücher um 1350, wiederum ganz ritterlich: Wer die Waffen für eine gerechte Sache ergreift, wird seine Seele retten, sei es für die Sache des Gefolgsherrn, für die Verteidigung der Schwachen, zur Rettung seiner eigenen Ehre und seines Erbes oder um gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Entsprechend faßt Keen zusammen: Rittertum sei ein Ethos, bei dem kriegerische, aristokratische und christliche Elemente miteinander verschmolzen sind. Und es gibt viele Beispiele, die dieses Ethos als gelebte Wirklichkeit belegen.

Nachleben des Ritters. Ein kurzer Umblick in der Literatur.

Die mittelalterliche Literatur mutet in manchem modern an, zum Beispiel wenn sie ihre Gestalten in Widersprüche stellt, die zu schlichten oder auszuhalten oder eben auch nicht

auszuhalten sind. Als ritterbezogen ist dabei die Forderung der Texte zu bewerten, an sich zu arbeiten, von anderen zu lernen, Gott zu gehorsamen, die Ehre nicht zu verlieren, den Frauen zu dienen, den Nächsten zu achten. Es ist ein hohes Programm, wie es klassisch in dem berühmten Gedicht von Walther von der Vogelweide (1170-1230) aufscheint, das wir noch in der Schule lernen mußten/durften:

Aller werdekeit ein füegerinne,
daz sît ir zewâre, frouwe Mâze:
er saelic man, der iuwer lêre hât!

Ordner aller Werte –
das wahrlich seid Ihr, frouwe Mâze:
glücklich, wer in eure Schule ging!
Mit Eurer Lehre braucht man sich nirgend
zu schämen, bei Hofe nicht noch auf der Straße...

Daß dieses Programm sehr hoch angesetzt war und diejenigen, die es ernst nahmen, zu zerreißen imstande war, belegt ein so bedeutender Dichter wie der Ritter und Kreuzzugsfahrer Friedrich von Hausen (1150-1190):

Mîn herze und mîn lîp diu wellent scheiden,
diu mit ein ander varnt nu mange zît.
der lîp wil gerne vehten an die heiden:
sô hât iedoch daz herze erwelt ein wîp...

Mein Herz und mein Leib wollen sich trennen,
die miteinander lange Zeit gezogen sind.
Der Leib will gerne gegen die Heiden kämpfen:
dagegen hat das Herz eine Frau vorgezogen
vor der ganzen Welt. Es plagt mich seither,
daß sie nicht einig sind.

Das Gedicht ist gegen Ende des 12. Jahrhunderts geschrieben und legt den klassischen Konflikt zwischen Pflicht und Neigung eigentlich tiefsinniger als Schiller aus, weil es den Konflikt zwischen zwei Neigungen betrifft: dem Leben draußen und dem intimen Leben, die sich nicht zusammenführen lassen. Es mutet modern an, weil es – wie erst wieder im Barock und in der Gegenwart üblich – vorführt, wie der Streit-im-Subjekt dieses überfordert. Hausen läßt sich auch nicht auf eine spielerische Lösung ein. Das Ich nimmt, sehr rührend, von seinem Herzen Abschied und wünscht ihm alles Gute:

Ich glaubte frei zu sein von solchem Kummer,
da ich das Kreuz zu Gottes Ehre nahm.
Es wäre auch richtig, daß das Herz dabei wäre,
nur daß ihm seine Treue das verbietet.
Ich würde recht ein lebendiger Mann sein,
[ik solte sîn ze rehte ein lebendic man]
wenn es seinen törichten Willen unterließe.

Und die Argumentation läuft so weiter, daß das Ich sein Herz nicht davon abbringen kann, es "sehr schmerzlich zu verlassen", und wünscht ihm einen Ort, da man es wohl empfängt. Eine

tiefsinnige Schlußzeile (die auf den gesuchten Schlachtentod als Lösung deuten kann): "Wer soll die helfen, deine Sorgen zu beenden,/ mit solcher Treue, wie ich es getan habe?"

Friedrich von Hausens Zuspitzung des Konflikts ist eine Ausnahme. Es ist die Leistung der Poesie, daß sie eine so hochgetriebene, geschliffene Sprache bereitstellt, daß die Ambivalenz des Ritter-Programms überhaupt sprachfähig wird. Es sind ja jeweils gesellschaftlich sanktionierte Programme, Pflichten und Werte, die das Subjekt in Dienst und Zucht nehmen: der Ehrendienst der Minne und das Kreuzzugsprogramm, die geistliche Wendung des Ritterdienstes. Und wenn die nun einander ausschließen, hat die Literatur die Möglichkeit, auf das Modell 'Tragik' zurückzugreifen und den Untergang, das Unterliegen des Subjekts anzusprechen, damit die Werte besser miteinander zu Rate gehen, eine alte Funktion der Tragödie, die ja für mitdenkende Zuschauer, für Athener Bürger entworfen war. (Das blieb leider bis heute aktuell.)

Daß das Rittertum um 1500 seine historische Rolle ausgespielt hat, darüber sind sich alle Autoren einig. Sie führen viele Gründe an: die Neuordnung des fürstlichen Steuerwesens, was eine wirksame Kontrolle des kriegerischen Potentials möglich machte, neue Waffentechniken, die Krise grundherrlicher Einkünfte im Spätmittelalter. Der Ritter verliert seine historische Signatur und Relevanz, als Einzelner ein Ethos notfalls gegen den Zeitgeist zu vertreten. Am eindrucklichsten hat Cervantes das in seinem Roman "Don Quixote" (1605) gestaltet, der sich durch seinen Realismus und seine poetische Kraft die Ritterromane des 16. Jahrhunderts weit hinter sich läßt. Der Vorschlag Hegels, ihn nicht nur als Parodie, sondern als Aufhebung der Gattung Ritterroman, als Archiv zu lesen, wird ihm gewiß am meisten gerecht. Daß der "Don Quixote" nach der Bibel das weltweit meistgelesene literarische Werk ist, belegt einmal mehr das allgemeine Interesse am Thema. Mit viel Sympathie schildert auch Goethes Drama "Götz von Berlichingen" (1773) den Ritter als Auslaufmodell: Götz, der Reichsritter, hat die Tendenz seiner Zeit zur Verrechtlichung von Herrschaft und Gehorsam nicht begriffen und pocht im Namen einer illusionären Freiheit auf ein Faustrecht, das ihm keiner (mehr) gewähren kann, auch der Kaiser nicht. Immerhin machte sein nachdrückliches Ich-Sagen den Götz zum Vorbild unserer Sturm-und-Drang-Dichtung.

Einen besonderen Hinweis verdient in diesem Zusammenhang Lessings "Nathan der Weise" (1799). Das Drama verdankt sich bekanntlich der Zensur: Lessing durfte die freisinnigen Fragmente des Samuel Reimarus nicht weiter herausgeben und wandte sich so wieder dem Theater zu, seiner "alten Kanzel". Das Drama ist spannender, aufregender als sein Ruf, den es einer vielfach uninspirierten Behandlung in der Schule verdankt. Für unser Thema interessiert die Figur des jungen Tempelherren. Von vornherein ist deutlich, der junge Mann braucht eine Nacherziehung. Kraft ja, aber wo bleibt das Sich-Beugen vor Höherem? Er handelt ritterlich, indem er Recha aus dem Feuer rettet, aber das geschieht fast formal, kommt nicht aus entwickelter Menschlichkeit. Lessing setzt seinen Freund Moses Mendelssohn als Nathan ein. Der war eine europäische Berühmtheit, als er noch immer an das Ghetto in Berlin gebunden war (Schutzbriefe bekamen nur ausgewählte reiche Juden). Und erst als es peinlich wurde, wenn hochgestellte auswärtige Besucher, Minister aus Sachsen, französische Grafen aus Friedrichs Tafelrunde, immer wieder nach Mendelssohn fragten, erhielt er – nach langem Zögern – einen Schutzbrief vom König. Nathan-Moses wird also der Erzieher sowohl der jungen Christin Recha wie des jungen Tempelritters, der sich später als Neffe des Sultans Saladin entpuppt (= die jüdische Religion als Vater/Mutter von Christentum und Islam). Nathan dankt dem jungen Ritter, der aus Stolz den Dank der vermeintlichen Jüdin Recha nicht hat annehmen wollen, und bringt ihn zum Bekenntnis: "Ich muß gestehn,/ Ihr wißt, wie Tempelherren denken sollten." Nathan widerspricht gekonnt, und daran halten wir uns für einen aktuellen Ritterbegriff: "Nur Tempelherren? *sollten* bloß? und bloß,/ Weil es die

Ordensregeln so gebieten?/ Ich weiß, wie gute Menschen denken, weiß,/ Daß alle Länder gute Menschen tragen." Der junge Ritter ist von der Multi-Kulti-These nicht überzeugt und wendet ein: "Mit Unterschied doch hoffentlich?" Nathan relativiert das und erklärt kurz und bündig: "Wir haben beide/ Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind/ Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?" Der junge Ritter muß nacherzogen werden, und das heißt hier, auf das Selbstverständnis der europäischen Rittertums vor der Nationalideologie zurückgeführt werden. (Es ist nicht zufällig ein Jude, der diese zu relativieren weiß.) Bewundernswert ist einmal mehr, wie sich Lessing auf die Darstellung von Jugend, von unberatener Adoleszenz versteht (man vergleiche seinen "Philotas"). In der Schlüsselszene beim Sultan braust der junge Staufeu bzw. Leu von Filneck wieder auf. Saladin: "Wie gach [jäh] nun wieder, junger Mann! – Soll alles/ Dir denn entgegenkommen? alles dich/ Erraten?" Und er fährt fort, als der Ritter sich Recha als Braut verdient zu haben glaubt: "Wer so auf irgendeine Wohlthat trotzt,/ Nimmt sie zurück. Was du gerettet, ist/ Deswegen nicht dein Eigentum." Der Ritter hatte des Sultans und seiner Schwester Zuneigung gewonnen, weil er ihrem gestorbenen Bruder Assad so ähnlich sah. Als er sich Nathan gegenüber unwürdig äußert, braust Saladin auf: "ein so niedriger/ Verdacht wär' über Assads Lippen nicht/ Gekommen." Nathan beschwichtigt: "Wer weiß, was wir/ An seiner Stell' in seinem Alter dächten!" Das Drama schließt bekanntlich mit der Entdeckung, daß alle Hauptbeteiligten (bis auf Nathan) Mitglieder einer Familie sind: die 'Jüdin' Recha, der 'Christ' Staufeu, der Muselman Saladin. Die Internationalität des Adels und des Rittertums ist hier in Allgemein-Menschlichkeit überführt und darin aufgehoben, mit einem kämpferischen und human-religiösen Anspruch, der vor jeder Barbarei schützen sollte. Daß dies nicht gelungen ist, bildet ein eigenes Kapitel.

In der neueren Zeit wurde die Konzeption eines Ritterstandes mit dem allgemeinen Auftrag, die Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten und die Schwachen zu schützen, auf die Konzeption vom Offizier, der gegen die Feinde des Königs zu kämpfen hatte, zurückgestutzt, also deutlich auf den Nationalstaat und seine Erfordernisse zugeschnitten. Ob man das mit Keen nicht als Niedergang, sondern als Wandel des Rittertums verstehen will, steht ein wenig dahin. Ein wenig dafür spricht, daß auch die Offiziersehre als ein internationales Prinzip angesehen wurde. Der russische Offizier, der in Kleists "Marquise von O..." (1808) einer Dame in Oberitalien zu nahe getreten war, hätte auch ein Franzose im besetzten Deutschland sein können, was in Achim von Arnims Erzählung "Die Eiuquartierung" (1817) umgekehrt realisiert wird. Freilich mit der sehr romantischen Pointe, daß Oberst und Pfarrer letztlich für dasselbe stehen: "Gottes Reich als fromme Streiter auf Erden auszubreiten". Der deutschen Romantik liegt eine sehr grundsätzliche Moderne-Kritik zugrunde, und im Hinblick auf die Französische Revolution ging man davon aus, daß "noch einmal ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen wird: Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft"¹¹. Entsprechend wählt sich Eichendorffs ritterlicher Held Friedrich "das Kreuz zum Schwerte", was deutlich noch oder wieder am Vorbild des geistlichen Ritters orientiert ist. Graf Friedrich wird gleich am Anfang (I,1) von seinen Mitstudenten abgehoben: "Er war größer als die andern, und zeichnete sich durch ein einfaches, freies, fast altritterliches Ansehen aus. Er selbst sprach wenig, sondern ergötzte sich vielmehr still in sich an den Ausgelassenheiten der lustigen Gesellen; ein gemeiner Menschensinn hätte ihn leicht für einfältig gehalten." Der Ritter wird hier zum Zeichen einer gegen alle Moden stehenden, ursprünglich-substantiellen Menschlichkeit, ein ästhetisches Programm, das ohne gewisse Ironien nicht durchzuhalten war.

Daß das Ehrprinzip nicht zureicht, um einen modernen Ritter zu begründen, zeigen nicht zuletzt die Romane Fontanes. "Schach von Wuthenow" (1882) führt in die Gesellschaft

Berlins um 1806/1815 zurück und hat "die falsche Ehre Preußens" zum Thema. Schach versteht sich als Nachfolger der untergegangenen Tempelherren, ist aber, da ganz an den Schein gebunden, zu einer ritterlichen Lebensführung nicht mehr fähig. Auch sein Tod ist unwürdig. Der berühmte Roman "Effi Briest" (1894) schreibt einen in der Berliner Gesellschaft der Zeit vielbesprochenen Vorfall beschönigend um. Innstetten verteidigt sich mit der Berufung auf seine "Ehre", während es 'in Wirklichkeit' darum ging, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen: 'Effi' hatte die Scheidung begehrt, was 'Innstettens' Karriere abträglich gewesen wäre. Fontane wählt eine verklärende Darstellung, kann aber aus seinen Figuren keine Ritter mehr machen. Die müssen, folgt man der Ideologie, starke, edle, ethosbestimmte Charaktere sein – Töten aus Kalkül paßt nicht dazu. Fontane hat seinen Roman 'gerettet', indem er den Stoff schwächte und ein Rührstück im Sinne des 18. Jahrhunderts verfaßte.

Ein kostbares Gegen-Modell, höchst amüsan zu lesen, stellt uns Alfred Döblin in seinem "Hamlet"-Roman (1956) vor. Es ist die eingelagerte Erzählung vom jungen Edelmann Jaufie Rudel (Geoffrey Rudel). Der wird vom Grafen von Blaia (Blaye) in Dienst genommen und zum Ritter geschlagen: "Man ließ ihn in Waffen die Nacht wachen, man kleidete ihn in Weiß, setzte ihn so in eine Wanne, nahm das Hemd ab und badete ihn. Und schließlich ging man mit ihm zur feierlichen Messe und erteilte ihm die Weihe: Denke daran, daß du nun Ritter, Verteidiger des Ordens und Reiches bist!" – Ein Problem wird nun die nicht allzu ritterliche Machart des jungen Jaufie: Er liebt die schöne Lay aus dem Dorf und sieht nicht ein, warum er sich in den Minnedienst anderer Damen begeben soll. Petite Lay hilft ihm durch allerlei Fährnisse, die aus seiner Haltung erwachsen. Er kann dem klassischen Ritterdienst nicht entlaufen und erfindet eine Prinzessin von Tripoli, die er besingt. Die anderen Ritter werden neidisch, daß er bequem zu Hause bleiben kann, und zwingen ihn, als seine Sängerkarriere fortschreitet, zur Reise nach Antiochien, um der Angebeteten unter die Augen zu treten. Döblin treibt ein köstliches Spiel mit Wirklichkeit und Fiktion. Petite Lay gelingt ein doppelter Coup: Sie kehren nach Europa zurück, an den Hof von Aragon, wo sie verehrt und sogar geadelt wird. Zugleich geben sie die Legende aus, daß Jaufie ein Opfer seines Ritterdienstes wurde und sterbend in Tripoli angelangt sei, wo die Prinzessin ihm einen Kuß auf die Lippen hauchte, um danach ins Kloster zu gehen. Döblin stattet seine Erzählung mit mehreren Schlüssen aus. Der für uns brauchbarste lautet: "Ritter Jaufie Rudel von Blaia lebte körperlich greifbar, sichtbar mit dieser klugen Petite Lay in der Provence, lebte auf seinem Schloß – aber die Welt nahm nicht Kenntnis davon. Ihm war von Tripoli her ein Gerücht vorausgelaufen, und das erwies sich als stärker als seine leibliche Gegenwart..."

Damit wird etwa neunhundert Jahre später das literarische Grundprinzip des Rittertums ausgesprochen, wie es auch Goethe, Arnim, Eichendorff, Fontane je in ihrer Weise berücksichtigt haben. Beim Reiten lernt man: Wirf dein Herz über das Hindernis und spring hinterher! So geht es mit der das Rittertum begleitenden Literatur: Sie entwickelte einen Entwurf, verdichtete ihn zum Konzept, und die Krieger fügten sich und sprangen hinterher. War das Rittertum jemals mehr als ein schöner Schein, fragt Maurice Keen zu Anfang seines dickleibigen Buches, doch man muß nicht Goethe bemühen um zu wissen, daß Schein auch Abglanz heißt, in diesem Falle einer Wirklichkeit, die uns nicht ganz verloren gegangen ist.

Alexander v. Bormann

Bücher zum Thema:

Maurice Keen: Das Rittertum. Düsseldorf-Zürich: Artemis & Winkler. Neuauflage 1999.

Josef Fleckenstein (unter Mitwirkung von Thomas Zotz): Rittertum und ritterliche Welt. Berlin: Siedler Verlag 2002.

Alain Demurger: Die Ritter des Herrn. Geschichte der geistlichen Ritterorden. München: C.H. Beck 2003.

Hans Wollschläger: Die bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem. Geschichte der Kreuzzüge. Göttingen: Wallstein Verlag 2003.

Niklas Frank: Raubritter. Reichtum aus dem Hinterhalt. München: C. Bertelsmann 2002.

Martin Bauer: Die Tempelritter. Mythos und Wahrheit. München: Heyne Verlag 1997; Sonderausgabe: Nikol Verlag, Hamburg 2002.

Andreas Schlunk/Robert Giersch: Die Ritter. Geschichte-Kultur-Alltagsleben. Stuttgart: Konrad Theiss-Verlag 2003.

Uwe Ziegler: Kreuz und Schwert. Die Geschichte des Deutschen Ordens. Köln-Weimar-Wien: Böhlau Verlag 2003.

i[i] Vgl. die neue prachtvolle Übersetzung/Nachdichtung von Rainer Malkowski: Hartmann von Aue "Der arme Heinrich". München (Hanser) 2003. S. 9/11.

2 Josef Fleckenstein/Thomas Zotz: Rittertum und ritterliche Welt. Berlin (Siedler) 2002. S. 12.

3 Maurice Keen: Das Rittertum. Düsseldorf/Zürich (Artemis und Winkler) 1999. S. 41 ff.

4 Ebd., S. 46, S. 61.

5 Fleckenstein/Zotz, S. 101.

6 Keen, S. 220.

7 Keen, S. 62.

8 Fleckenstein, S. 120.

9 Hans Wollschläger: Die bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem. Geschichte der Kreuzzüge. (1970). Göttingen (Wallstein Verlag) 2003. S. 20 ff.

10 Alain Demurger: Die Ritter des Herrn. Geschichte der geistlichen Ritterorden. München (C.H.Beck) 2003. S. 25 ff.

11 J. von Eichendorff: "Ahnung und Gegenwart", Kap. 24 (Schluß).